

23.04.2005 - **Spectrum** / Zeichen der Zeit

Ariseure: Was Rothschild nicht sehen will

Von Christian Fleck

Die Juden und Österreichs Wissenschaftsbetrieb: eine Geschichte fortwährender Diskriminierung? Ein Versuch, Thomas Rothschilds Polemik im "Spectrum" vergangener Woche ein paar Fakten entgegenzuhalten.

Thomas Rothschild hat im "Spectrum" (16. April, "Die armen Ariseure") eine Polemik veröffentlicht, auf die sachlich zu reagieren nicht leicht fällt, da er sich gegen mögliche Einwände gleich mehrfach immunisiert hat. Was soll man einem Autor, der "den Nazis und ihren Kindern" attestiert, dass sie "fein raus" seien, denn schon entgegenhalten? Wie kann man sich dem Vorwurf entziehen, "philosemitische Rhetorik" zu verbreiten, wenn Rothschild für sich in Anspruch nimmt, einen dabei zu ertappen?

Ich will dennoch versuchen, auf Rothschilds Ausführungen zu antworten, da das von ihm aufgeworfene Thema in mehrfacher Hinsicht bedeutsam ist. Seine Behauptungen:

1. Juden hatten in Österreichs akademischer Welt nie die gleichen Chancen wie Katholiken.
2. Durch die Beseitigung unbequemer Konkurrenz hätten auch jene profitiert, die sich selbst nicht die Finger schmutzig machten oder zu jung waren, um überhaupt vor dieser Entscheidung gestanden zu sein.
3. Mehr vertriebene Wissenschaftler wären nach dem Holocaust zurückgekehrt, wenn sie dazu eingeladen worden wären.

Von Diskriminierung kann man entweder reden, wenn einer konkreten Person nach allgemein geteilten normativen Standards etwas vorenthalten wird. Also beispielsweise, wenn in den 1960er-Jahren im amerikanischen Süden Schwarze nicht auf den vorderen Sitzen eines Autobusses Platz nehmen durften. Andererseits kann man aber auch von Diskriminierung sprechen, wenn Angehörige einer Gruppe in bestimmten Berufen oder Institutionen unterrepräsentiert sind, beispielsweise Frauen unter Universitätsprofessoren.

Im Fall der Juden in der österreichischen akademischen Welt ist die Behauptung einer Diskriminierung dieser Gruppe nur schwer zu verteidigen. Denn zu jedem beliebigen Zeitpunkt zwischen 1867 und 1938 war der Anteil der Juden auf allen Stufen des akademischen Lebens größer als der Anteil der Juden an der

österreichischen Bevölkerung. Es gab mehr jüdische Studierende, eine beachtliche Zahl von Privatdozenten, und erst auf der Stufe der Professoren war diese Zahl kleiner, aber wohl immer noch größer als der Anteil an der Gesamtbevölkerung.

Nimmt man dann noch hinzu, dass sich die akademische Welt nicht so schnell ändert, weil die Verweildauer eines Neuberufenen mehrere Jahrzehnte umfasst, dann wird es, wenn man seine Aussagen mit den Fakten versöhnen will, nicht leicht, von Diskriminierung der Juden zu reden. Das kann man dann nur, wenn man im Einzelfall nachweist, dass jemand, weil er Jude war und nur weil er Jude war, von einer bestimmten Position fern gehalten wurde. Nun sind aber die wenigsten Menschen nur über ihre ethno-religiöse Zugehörigkeit identifizierbar. Sie haben daneben noch politische Überzeugungen, arbeiten in anerkannten oder eben umstrittenen Feldern und weisen persönliche Eigenheiten auf, die andere möglicherweise nicht goutieren.

Sigmund Freud wurde von einer Professur fern gehalten, weil die von ihm begründete Psychoanalyse im medizinischen Diskurs nicht genug Zustimmung fand - und nicht weil er Jude war. Dagegen wurde der Philosoph Wilhelm Jerusalem ganz sicher beruflich benachteiligt, weil er Jude und nicht weil er Kantianer war. (Ebenso wird es wohl eher zutreffend sein, dass der von Rothschild genannte Hanns Eisler in Wien nicht willkommen war, weil er Kommunist und nicht weil er Jude war.)

Während die pauschale Behauptung einer Diskriminierung der Juden im Wissenschaftssystem Österreichs in dieser Allgemeinheit sinnlos ist, ist der zweiten Behauptung Rothschilds uneingeschränkt zuzustimmen. Ja man kann die These sogar noch radikalieren: Die Vertreibung und Vernichtung der jüdischen Intelligenz Österreichs nach dem "Anschluss" verbesserte die Erwerbschancen der "arischen" Intelligenz derart dramatisch, dass davon noch mehrere Generationen von Ärzten, Rechtsanwälten und Journalisten Nutzen zogen. Doch so wahr das ist, so wenig eignet es sich als Rechtfertigung für Rothschilds verquere These, das Schicksal der Juden sollte nur erforscht werden, wenn daran auch "hauptamtlich" Juden beteiligt wären. Gemäß dieser Logik dürften etwa Kranke und Sklaven nur erforscht werden, wenn zu den Forschern Kranke und Sklaven gehören.

Damit zum letzten Punkt, der Klage über die unterbliebene Rückholung der Vertriebenen. Ja, es stimmt, niemand wurde nach Kriegsende zur Rückkehr aufgefordert. Dennoch wäre es unaufrichtig, so zu tun, als hätten die Vertriebenen nur auf den Ruf aus der Heimat gewartet. Dagegen spricht erstens, dass man, wenn man wo hinausgeworfen wird, keinen Grund hat, dort nochmals um Einlass zu bitten. Dieser Vergleich eines Betroffenen öffnete mir die Augen - und ich bin gern bereit, diese Erfahrung mit anderen zu teilen. Zweitens ist unabweisbar klar, dass viele der 1938 aus Österreich Vertriebenen vor allem in den USA Arbeitsmöglichkeiten fanden, die ihnen das weltoffenste Österreich nicht hätte bieten können. Daran zu erinnern, bleibt auch dann wahr, wenn Autoren wie Rothschild darin nichts als verlogene Herumrederei sehen wollen.

Was Rothschild nicht sehen will, ist, dass tief gehenden strukturellen Veränderungen - wie jener, die zur Vertreibung jüdischer und anderer von den Nazis verfolgter Gruppen führten und sich im Gefolge dieser Vertreibung einstellten - mit dem Gestus der moralischen Anklage nicht beizukommen ist. Dabei ist es

ziemlich Wurst, ob man Christ, Kind eines Nazi oder selbst ernannter Sprecher der Juden ist. Strukturelle Zusammenhänge und Langzeitfolgen muss man zuerst einmal zu kapiere versuchen, und dafür ist weder der erhobene Zeigefinger noch Schaum vor dem Mund hilfreich.

© diepresse.com | Wien